

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Nachbarskinder
Autor: Reinhart, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemüt ansänglich geschlagen hatten, waren schneller, gründlicher vernarbt als der breite Schmiß aus der Studentenzeit, der seine wulstige Oberlippe fast in zwei Teile spaltete. Das große, braune, glattrasierter Gesicht hatte etwas gutmütig Gleichgültiges und schien im Verein mit seinem nervösen Lachen, das die schlechten Zähne zu oft sehen ließ, etwa zu sagen: „Die größte Dummheit ist das Sterben nicht, aber die letzte, die der Mensch beginnt!“

„Also, wenn er noch etwas haben will, he, he, nur zu! Schaden kann ihm nichts mehr, he, he!“ sprach er in seiner eigenen ruhigen Art mit tiefer Stimme und dem ewigen Gelächter, das kein Lachen war.

Er ergriff leicht die Hand der kleinen Schwester, zog fast mechanisch die Uhr, blickte einen Moment in die vergrämten spitzen Gesichtszüge, die oft die Eigenart ältilicher, unverheirateter Frauen bilden. „Ganz normal, ganz normal, he, he, einundachtzig,“ meinte er und schritt mit kurzem Kreuz unter dem schwürenden Vordach hinaus in die glühende Helle. Seine Schritte auf der dreistufigen Treppe, die auf den öden Räumen endete, machten das Haus mit seinen dünnen Bambuswänden erbeben. Einige Kranke stöhnten und wimmerten leise, die Stahlfedern eines Bettes ächzten unter unruhiger Bewegung. Die Schwester erteilte einem Schwarzen einen Befehl und wandte sich dann nach Nummer elf, dem letzten Zimmer am Ende des Korridors.

In der eisernen Bettstatt lag unbeweglich und starr der Kranke. Nur seine magern, langen, gelben Hände drehten sich unablässig auf dem grauweißen Leinentuch, immer von außen nach innen, von innen nach außen, mit fast unmerklich zuckenden Fingern.

Die Schwester reinigte mit einem Tuch das Holzgestell in der Ecke neben dem Schrank, wo der Wasserkrug, ein Glas und eine Medizinflasche, mit rötlicher Flüssigkeit halbgefüllt, standen. Lässig schob sie die Geschirre bei Seite, flirrend stieß das Waschbecken gegen den Krug.

Der Kranke erwachte aus seinem dumpfen Schlummer; langsam richtete er sich gerade auf mit stützenden Armen.

„Schwester!“ kam es kaum hörbar von seinen Lippen.

„Ja,“ sagte die Angeredete, ohne sich zu wenden oder in ihrer Beschäftigung innezuhalten.

„Schwester,“ murmelte der Kranke wieder, „ich will nach Hause... Morgen früh fahre ich nach dem Pueblo... Ab, morgen früh!“

„Ja,“ sagte die Schwester und fuhr mit dem Tuch in den leeren Wasserkrug.

„Telefonieren Sie doch, bitte, Schwester, dem Mar... er, er möchte meinen Koffer in Ordnung... und die Gazellenhörner soll er obenauf packen... ich ließe ihm danken... ich werde es ihm morgen selber sagen... morgen früh...“

So sprach der ziebernde, und seine Augen flackerten in unstetem Schein aus dem gelben Gesicht mit den hervorstehenden, von tiefen grünlichen Schatten umzogenen Backenknochen.

„Er soll doch, bitte, den Koffer gleich an Bord bringen lassen... Wenn Sie ihm das sagen wollen, Schwester!“

„Ja,“ wiederholte die Schwester am Fenster, wo sie hinter den verhangenen Persianen das Staubaum aus schüttelte — — —

Am Tage darauf traten drei Männer aus dem halbdunkeln Hause und nahmen ihren Weg über den dünnen Rasen mit den drei Palmen, durch die glühenden Sanddünen, nach dem Pueblo. Auf den Schultern trugen sie eine lange schmale Truhe, die den „Einzigen“ barg. Worlos, mit mürrischen Mienen schritten sie dahin, zur gleichen Stunde, als weit, weit über den Meeren und Bergen das alte Paar in der Dachstube beim Weihnachtsbäumchen saß und mit tränengetrübten Augen immer wieder auf das Blatt Papier schaute, das ihm die Heimkehr des Sohnes berichtete, während draußen die weißen Flocken zur Erde wirbelten... .

Nachbarskinder.

Ein Kindergeschichtlein von J. Reinhart, Schönenwerd.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Einfall; aber nach einem kurzen Blick durchs Fenster auf die grüne Hoffstatt, wo die Sonne durch die Blätter schien, mochte wohl wieder das Mitleid an die Stelle ihres müterlichen Zorns getreten sein:

„Holg jetzt, gell! Morn darfst dann wieder auf und zum Madeli gehn! Da, lueg Bildli, und malen darfst auch, wenn nicht schwitzen kannst!“ Und gab mir den Kalender von der Wand und den Rötel, womit der Vater am Abend den Mähdern ihren Taglohn einzeichnete.

Dann nahm sie Weihwasser, gab mir auch ein Tröpflein und ging fast eilig aus der Stube. Ich hörte noch den Schlüssel an der Haustür girren, der so schwer ging, daß ihn kein Kind umdrehen konnte, weil unser Haus sonst selten abgeschlossen ward. Von draußen noch hörte ich ihre Stimme, wie sie die Hühner lockte und ihnen eine Handvoll Körner streute. Dann rief sie noch zurück: „Und das Madeli darf nicht zu dir, gehört; sonst wird es auch noch frank und kommt der Doktor!“

Gottlob war sie nun fort! Ich horchte noch eine Weile in meinem Bettlein, hörte nichts als die Hühner draußen gackern und die Tauben gurren unter dem Dach

„So briegg jetzt nicht mehr, Seppeli!“ sagte die Mutter und strich mir die geblümte Bettdecke zurecht, die ich in der Ungeduld des Krankseinmüssens von mir gestoßen. „Lueg, folg jetzt schön und halt dich still, daß du recht schwitzen kannst; der Degerli bringt dir dann ein Nest voll Hasen heim, wenn sie wieder Gras mähen am Waldeck!“

„Will keine Hasen!“ machte ich weinerlich, mich in der Höhe des Sommertags unwillig auf die andere Seite drehend. „Auf will ich jetzt!“

Die Mutter hatte schon das farbige Kopftuch umgebunden und stand ungebüldig am Bettlein; denn draußen war das letzte Heu am Boden und die Leute rar; da kam ich ihr gerade recht mit meiner Ungehärdigkeit, und sie zog andere Saiten auf:

„Im Bett bleibst jetzt, punktum! Willst noch ins Kächlöchli, wie der Aloisli selig? Jawohl auch, mit der weißen Zunge und... Aber wart, will dir den Riegel schieben!“ sagte sie, nahm kurz entschlossen meine Hööslein vom Stuhl und trug sie in sichern Verwahrsam.

„So, Buebli,“ sagte sie, selbst beruhigt über ihren

und durchs offene Fenster die Bienen summen. Ich richtete mich auf, streckte die Zunge heraus, soweit ich konnte; aber wie ich auch das Gesicht verzerrte, ich konnte nur ihre Spitze sehen, und die war ziemlich rot. Das empörte mich von neuem: jetzt bei dem schönen Weiter im Bettlein bleiben, und auf dem Feld gibts eingelegte Dürrbirnen, und das Madeli ennet dem Bach hatte junge Hühnlein, und das Wasserrad, das mir der Degerli am Sonntag gebaut, hatte ich auch nicht mehr gesehen, seit ich weiß nicht wie lang! Wenn es nur der Schangli nicht verderbt hatte, sonst erbarm sich Gott! Es wurde mir ganz heiß im Bett, und was die Mutter mir vom Schwitzen gesagt, kam mir in den Sinn, und ich hielt mich ein Weilchen ganz still. „Aber nein,“ dachte ich, „zum Trotz schwitz ich nicht, warum muß ich im Bett liegen, und ist doch der Degerli schuld, weil er mir auf dem Feld zuviel Zuckerwasser gegeben hat!“

Jetzt fiel mir der Kalender in die Augen und des Vaters Rötelstift, den mir die Mutter auf die Bettdecke gelegt. Da war grad auf dem ersten Blatt die Mutter Gottes abgebildet, und der heilige Joseph mit der Axt stand daneben. „Die sind auch schuld, daß ich schwitzen muß, während sie draußen Dürrbirnen essen und des Nachbars Madeli herumspringen darf!“ Und mit schadenfroher Kaltblütigkeit malte ich dem heiligen Joseph einen feuerroten Bart, grad wie der Degerli einen trug. Da hörte ich um die Hausecke ein leises Stimmlein, fast wie wenn ein Immlein singt.

„Das Madeli,“ dachte ich, „das will mich holen und kann nicht hinein!“ Jetzt brach es ab im Singen, schaute wohl umher und lachte, wo ich sei. Ich hielt den Atem an und rührte mich nicht im Bett; aber da drinnen im Herzhäuslein wollte etwas hinausspringen. Ich fuhr auf und rief: „Madeli, Madeli, komm nicht zu mir; ich bin frank und muß schwitzen, du wirst sonst auch frank, und dann muß der Doktor kommen!“

Als es meine Stimme vernahm, mochte ihm wohl die Absicht, in der es hergeeilt, wieder in den Sinn gekommen sein, und der Eifer und die Aufregung machten, daß ihm der Atem vor die Nede kam.

„Seppeli, wo bist? Ja, du darfst jetzt nicht frank sein, weißt, der Schangli hat dein Wasserrad verderbt und hat gesagt, du seist ein Röckleinbub!“

Wie ein Vogel, dem man einen Stein ins Nest geworfen, fuhr ich aus dem Bettlein und war am Fenster, vermochte aber nicht hinauszusehen.

„Was hat er gemacht? Das Rad verderbt?“ Und wäre das Madeli nicht draußen gestanden, hätte ich gradaus geweint.

Ich wollte nach den Hööslein greifen, die auf dem Stuhl gelegen, ward aber inne, daß sie die Mutter in Gewahrsam gebracht. Ich zerrte den Stuhl zum Fenster und schaute mit rollenden Augen hinaus: vielleicht, daß Madeli mich ja nur zum Narren hielt, wie damals, als es gesagt, der Sandhas habe Eier gelegt! Aber nein, das schluckte noch immer in Entrüstung und hatte ein rotes Köpflein: „Ja, und mir hat er die Balle in den Bach geworfen, weißt, du mußt ihn wixen, du darfst nicht frank sein jetzt!“

Verzweifelt wies ich auf mein Hemdlein und erklärte ihm, warum ich nicht in der Lage sei, jetzt meine ver-

lezte Ehre zu rächen. Ernsthaft schüttelte es das gelbe Schöpslein. Ein Weilchen schwiegen beide. Einmal sagte es kleinlaut: „Weißt du nicht, wo sie den Schlüssel hat zum Kasten und den Hööslein?“ Während es sprach, ward seine Stimme beherzter, und entschlossen kam es näher: „Über wart, ich komm!“ Und es war schon an der Tür, griff, sich bäumelnd, nach der schweren Falle; doch die bewegte sich kaum unter den kleinen Händen. Als es umsonst an der Türe fingerte, erinnerte ich mich wieder der mütterlichen Drohung; auch kam mir plötzlich wie ein schwarzer Vogel der Schangli in den Sinn, der mir schon einmal mit seinen krummen Fingern das Gesicht zerkratzt hatte.

„Du, ich bin halt frank und muß ins Bett,“ sagte ich, und als wär ich das folgsamste Kind im Dorf, hüpfte ich hinein, deckte mich zu bis unters Kinn, als wollte ich heute noch für's ganze Leben schwitzen. Aber das Madeli war hergeeilt und schon auf das Bänklein unters Fenster geklettert.

„Ja, so komm ich halt zu dir, und ich will auch frank werden; dann bekomme ich wieder süßes Bären dreckwasser vom Doktor, wie im Winter.“

Aber ich protestierte lebhaft unter der Decke hervor: „Nein, komm nicht; sonst müssen wir noch beide ins Kächlöcklein, die Mutter hat's gesagt!“ Denn ich dachte, es möchte am Ende gar die Hööslein finden, und dann müßt ich ausziehen mit ihm, dem Schangli zu Leibe, das Mühlrad rächen und den Ball und befame sicher wieder seine Krähenginger ins Gesicht.

Madeli stand auf der Bank, und sein Köpflein ragte über das Gesims herein. Als es aber mein Medizinalfläschchen gewahrte, das neben dem Bett auf dem Tische stand, doch nicht so einladend schien wie das süße braune Hustenmittel, da machte es schmollend kehrt, und sein Stimmlein tönte scharf und schneidend, daß es mich traf als wie mit dünnen Rüttchen:

„Nein du, so geh ich halt zum Schangli und zeig ihm die jungen Hühnlein, und dir zeig ich sie nie, nie, nie!“

Das war nun ein Stich, der blutete. Nein, der Schangli durfte nicht mit dem Madeli gehen; sonst sagte es ihm, daß ich die Hööslein noch nicht selber handhaben konnte. Also schoß ich unter der Decke hervor und rief das Madeli zurück.

„Nein du, los, so komm! Ich bin, glaub, nicht mehr frank; ich habe geschwitzt, und schau die Zunge, ist sie nicht rot wie ein Ziegelstein!“

Und ich streckte ihm mein Mundläppchen entgegen, und mit Befriedigung konstatierte Madeli, daß sie fast röter sei als der Mutter Kopftuch oder Degerlis Rose.

„Ja, dann darfst du schon hereinkommen, es macht dir nichts!“

„Nein, komm du heraus!“

„Ja, wenn ich die Hööslein hätt; die Mutter hat sie halt versteckt!“ Aber Madeli bejamm sich nicht lang.

„He, so wart!“ sagte es entschlossen. „Ich hab nundig die Wurmzeliti auch gefunden, als sie deine Mutter versteckt hatte, weißt, die süßen; ich werd die Hööslein wohl auch finden!“

Und auf den Zehen strebte es zum Fenster empor; aber mehr als den Kopf brachte es nicht herein. Während ich schon fast verspielt gab, schaute es unverzagt umher als wie nach Rettung; da holte es vom Holzhaufen einen



Wilhelm Balmer, Basel (Bern).

Tur.

Arm voll Scheiter und schichtete sie so hoch, bis es die dicken Beinchen übers Fensterbrett setzen konnte.

Jetzt stieg ich vollends aus dem Bett, und selb-
ander suchten wir die Hööschen. Im Schlaftüblein, in
der Wohnstube, bis wir an den großen Kirschbaumshrank
kamen, wo sonst auch die Zuckerbüchse war; aber der
Schlüssel steckte nicht im Loch. Lange standen wir vor
der verschlossenen Tür und griffen mit den Fingerlein
ins Schlüsselloch, klopften wohl auch an den Kästen,
als ob ein Geist oder Zwerglein von drinnen öffnen
könnte.

Eine Weile schauten wir einander ratlos an; da ver-
finsterte sich Madelis Gesicht: „Du machst immer so dumme
Sachen: jetzt bist du krank, und nüdig, als wir deiner
Mutter die schweren Steine in den Garten tragen müßten,
warst du z'weg!“

„Ich wußte wohl was . . . Aber nein!“ Ich fühlte,
wie das Blut mir die Wangen färbte. Nein, das sagte
ich nicht! Aber Madelis Schlaukopf hatte es schon erraten.
„Wo ist dein Röcklein?“

Ich hätt ihm alle Wurmzeltlein auf der Welt um dieses
Wort gegeben, obschon ich Bedenken hatte, wieder ein Mäd-
chen zu werden, und wußte, daß mich der Schangli aus-
lachte. Aber das Wasserrad und die jungen Hühnlein wurden
mir immer wichtiger. Und die Sonne schien auch so schön,
und weit draußen in einer Wiese oder in einem grünen
Gebüsch sang und jodelte ein Knabe, vielleicht gar der
Schangli. Und daß mir die Mutter meine Hööslein ver-
steckt, das empörte meine zarte Mannesehre.

Schon hatte Madeli das Röcklein, das ich seit Monaten
nur noch in ganz seltenen Fällen statt der Hööslein trug,
aus einem Winkel gezerrt. Wie eine Mutter stellte es
sich vor mich hin: „Seh, schlüpft hinein!“ Nein, das
Röcklein konnte ich doch selber anziehen; aber es ging
doch nicht, ohne daß mir Madeli die Ärmel hielt und
die wenigen noch vorhandenen Knöpfe eintat.

Dann stiegen wir selbänder aus dem Fenster. Ich
voran, achtete mich wenig der herabfallenden, Madelis
Abstieg erlöchernden Scheiter und schwenkte rasch um
die Ecke. Erst hinter dem Haus, wo kein Ausblick nach
der Heuwiese ging, wartete ich ihm mit klopfendem Herzen,
und da ich spürte, daß mein Nimbus bei Madeli ziemlich
stark verblaßt, fühlte ich das Bedürfnis, mich irgendwie
bei ihm neu in Respekt zu setzen, und da fing ich denn
mit Entrüstung und großen schallenden Worten an, über
Schangli zu lärmern, und ich schimpfte mich wirklich auch
in eine ganz währschafte Kampftimmung und etwelche
Tapferkeit hinein, sodaß ich, kaum des keuchend mir fol-
genden Mädchens achtend, geradewegs dem Bach zustrebte,
der bald eng und rasch und weißen Schaum aufwirbeln
zwischen den grafigen Ufern hindurchschlüpfte, dann be-
haglich, halb unter hängenden Haselstauden, halb unterm
weiten Sonnenauge ruhend, mit seinen Wasserspieglein
spielte und warme wonnige Schlupfwintsel bildete für
eine kleine Lebewelt: Gröpplein und Fischlein, Mücken
und badende Kinder.

Geraus durch die Wiese beinelte ich dem Bach zu.
Nur einmal hielt ich auf halbem Wege an; mir war ge-
wesen, ich hätte Madeli hintern Rücken verdächtig fichern
hören. Ich schaute mit schiefem Blick zurück und dann mit
prüfenden Augen an meinem Gewand herab, begriff es
aber nicht, daß eines lachen komme über mein Röcklein.

das allerdings kaum zu den Knieen reichte und meinen
Zappelbeinchen freien Spielraum ließ.

„Komm du jetzt,“ herrschte ich es an, „oder sonst
kannst zum Schangli gehen, wenn du lachen willst!“
Denn ich war wirklich böse geworden, und wenn ich's
ehrenvoll gekonnt, ich hätte rechtsum gemacht mit meinem
verlegten Männerstolz.

Aber da war ich schon am Ziel, und die Zeit zur
höchsten Entrüstung war gekommen. Da, wo der Bach
schmal, aber eilig wie ein Wiesel hügelab fuhr, eh er
im großen Tümpel zur Ruhe kam, und wo vor Tagen
sich mein Wasserrädchen lustig wie ein Windspiel gedreht,
da waren jetzt nur noch traurige Reste zu sehen, das
Gras zertreten; von den Schindeln, die das Rad ge-
bildet, lag da und dort noch eine, böswillig vom Schangli
zerbrochen. Ueberwältigt von dem trostlosen Anblick hob
ich zuerst den Saum des Röckleins — denn das Weinen
stand mir zuvorderst — aber als Madeli näherkam mit
rotem Kopf und wiedergewonnenem nagelneuem Ernst,
da hielt ich nicht mehr an mich.

„Wart, Schangli, wart, das jag ich dem Degerli; der
haut dir die Ohren ab mit dem großen Soldatenmesser!“
Aber da er keine Antwort gab und es still blieb am jenseitigen
Bachesufer, wo sein Haus stand, zeigte ich stärker
an. Es ward mir ordentlich wohler, daß ich mit ihm in
meiner Montur nicht in persönliche Verührung zu kommen
brauchte, und der mündliche Verkehr aus der Entfernung
schien mir heute, da ich unter keinen Umständen die
Spuren seiner Nägel am eigenen Leib heimtragen durfte,
das Ratsamste und Sicherste. Als Schangli auf die ersten
taftenden Anrufe keinen Bescheid gab, wuchs mir der
Kamm. Aber Madeli durfte nichts von meinen Erwä-
gungen merken, und vor ihm wollte ich nun auf billige
Art als Ritter mich erweisen und mir seine Treue, viel-
leicht für immer sichern, und herhaft, die hohle Hand
am Mund, schleuderte ich die schwersten Mundgeschosse
hinüber, die ich aus Degerlis Arsenal mir angeeignet hatte.
Ab und zu schaute ich, die Wirkung meiner Schimpf-
kanonade prüfend, auf Madeli zurück, das sich, andächtig
lauschend, doch vorsichtig, hinter mich gestellt hatte, und,
wie um ihre Wirkung dauernd zu erhärten, die kräftigsten
meiner Salven nachdrücklich wiederholte.

Einmal stieß Madeli einen Schrei aus; ganz nah
von uns, in den Badtümpel, flog ein Stein, und wie
das Glas eines brechenden Spiegels spritzte und glitzerte
es nach allen Seiten. „Uih,“ rief es, schreckhaft zusammen-
fahrend, „es hat geschossen, Jesus! Und die Mutter hat
gesagt, wenn einer Steine schießt, dann brennen ihm die
Finger ab!“

Ich hatte wohl spritzen, aber keinen Stein ins Wasser
fallen sehen, und um meinen Schrecken für mich zu be-
schwichten, meinte ich, es wäre ein übers Wasser springender
Fisch gewesen, und als sich nichts mehr hören ließ,
näherte ich mich entschlossen, meine Vermutung bestätigend,
dem Bach, legte mich am Ufer nieder und griff hin-
unter, wie der Degerli am Sonntag getan, als wär ich
zum voraus sicher, einen Fang zu machen.

Einmal juckte ich auf: ich hatte etwas Glattes ge-
spürt. Es war zwar nur ein Stein, und während ich
weiter taftete und die laue Wärme des Wassers spürte,
kamen mir die Mädchens in den Sinn, die ich hier einst
im Hemdelein baden gesehen, als ich im Felde Habermark

suchte. Schelend hatten sie mich weggejagt: hier sei das Mädchenbad; denn ich trug damals schon die Höschchen. Aber jetzt war ich hier Meister. Entschlossen und froh, das an meinem Fischerglück zweifelnde Mädchen auf andere Gedanken zu führen, erhob ich mich:

„Du,“ sagte ich, „das Wasser ist warm; wir wollen baden!“

„Ja du, das ist das Meitlibad,“ sagte es altflug; „nur ich, aber du nicht, du bist halt jetzt ein Bub!“

Das wußte ich nun von der Mutter und vom Degerli, daß ich ein Bub war.

Katlos stand ich eine Weile, während Madeli triumphierend mit den Armen aus dem Röcklein schlüpfte und schon im Hemdein stand. Sieghaft lächelnd blickte es zurück, als es zum Wasser beinelte.

Nein, da wollte ich auch baden, wenn ich schon ein Bub war! Da half mir Madeli selber aus der Not. Es hatte hier noch nie gebadet und mochte selber wünschen, daß ich den Fuß zuerst ins Wasser setze, und da wußte es schon das erlösende Wort: „He weißt, du kannst schon baden; hast ja ein Röcklein an, bist jetzt auch noch ein Meitli!“

Um alle Birnenknüze und Wasserrädeln der Welt wär ich zu gewöhnlichen Zeiten kein Meitli mehr gewesen. Aber um den Preis des Badens gab ich mein Mannstum hin, zögernd zwar, wie wenn man mir gesagt, ich müßte eine Puppe wiegen. Aber Madeli nestelte schon an meinem Röcklein, voll eigener Ungeduld, von einem Fußlein auf das andere tretend, und da waren wir ja auch schon zwei Meitli, in weißen Hemdein und mit rosenroten Fußlein, die auf dem grünen Wiesenplan zwei rundliche, gleichgroße Schatten warfen, und hätte ich auch noch ein Kattenschwänzchen am Kopf gehabt wie Madeli, so wär ich so gut ein Meitli gewesen wie es.

Dafür aber und um nicht den letzten Rest meiner Männlichkeit schmählich draufgehen zu lassen, stieg ich fühl voran ins Wasser, mit grinsendem Gesicht und verzerrten Zähnen zwar, mitten hinein und ließ mich nieder, daß mein Hemdchen wie ein weißer Blumenkelch um mein blondes Schöpfchen auf dem Wasser schwamm.

Des Badens im fließenden Wasser ungewohnt, verbiß ich tapfer mein anfängliches Frostgefühl, schaute, mich zu einem fast mitleidigen Lachen zwingend, mit ermunternden Blicken zu Madeli hinüber, das anfangs mit zagen Fußlein tastend ins Wasser getippt, fast wie ein leichtes Sommervöglein, eh es sich zum Trinken niedersezt. Mein sieghaftes Lächeln möchte sein sonst so tapfer zugreifendes Wesen reizen: auf einmal hüpfte es wie ein Fröschelein, fast über mich hinweg, an die tiefste Stelle. Als es die ungeahnte Kühle des immer sich erneuernden Wassers am eigenen Blute spürte, ergriß es eine kleine Wut auf mich: es fing an, mit vollen Händchen mich zu spritzen. Nach Atem suchend, wollte ich schreien, nach der Mutter rufen, da hielt es inne, lachte, die Haare aus dem trüffelnden Gesichtlein streichend, mit hellen Auglein zu mir hinüber, und die Freude, daß es mich klein gesehen, glänzte mir entgegen. Ich fühlte dieses Lächeln als bittern Hohn und sann darauf, wie ich Madeli übertrumpfen könnte.

„Du, wer kann tiefer baden, ich oder du?“ sagte ich und stellte mich gradau neben es, mit triumphierenden, siegesstichern Blicken es zum Wettkampf fordernd.

Einen Augenblick schien es zu zögern; dann ging

blißschnell ein Lächeln über sein frisches feuchtes Apfelfest.

„Gut, es gilt; aber zählen, wart, ich will zählen!“

„O du,“ fiel ich ihm ins Wort, „ich kann auch zählen, bis auf zehn!“

„Ja, aber ich auf zwanzig!“

„Ja, aber ich kann rechnen; der Degerli hat mich gelehrt; denk, eins und eins ist zwei!“

Da fiel es mir ins Wort:

„Ja, aber manchmal drei, hat die Mutter gesagt, als unser Bäbi mit dem Knecht Hochzeit machte!“ Das war nun bitteres Unrecht und empörte mich, hatte ich doch von der Gotte einen Batzen gekriegt, als ich ihr am Lieberherrgottstag das „Ghören-es Glöggli“ und „Eins und eins ist zwei“ aufgesagt hatte. Jetzt kam Madeli mit diesem Aberglauben, und ich beharrte auf meiner Weisheit; Madeli aber rief ernst und beharrlich das Wort seiner Mutter an. So standen wir eine Weile nebeneinander, und wer weiß, wer recht erhalten, und kamen einander mitten im Wasser immer näher. Ich war nah daran zu weinen, stampfte mit den Füßen, während Madeli ruhig und überlegen lächelnd immer singend wiederholte: „Und eins und eins ist drei, die Mutter hats gesagt!“

So gewahrten wir nicht das Riehern, das hinter den Gebüschen uns umgab, bis wir plötzlich beide wie auf Kommando ins Wasser tauchten bis an die Schöpfchen, sodß Madelis rotbraune Ringellocken wie Gold auf dem Wasser schwammen ...

Dicht hinter uns war der Schrei erschollen aus einem halben Dutzend Kehlen, johlend, gröhrend; Schanglis Stimme tönte mir wie eine schrille Schelle an das Ohr:

„He da, he, der Meitlibader, Röcklibueb, Meitlibader!“ Und grinsende Gesichter schauten hohnlachend aus dem Grün der Blätter, voran der Schangli, dem ich die schlimmsten Namen zugerufen. „Der hat die andern geholt und will mirs zählen!“ — das fuhr mir durch den Kopf. Ich schoß, als ich im Wasser keinen Schutz und kein Versteck fand — denn untertauchen konnte ich nicht — wie ein Frosch aus dem Wasser ans Land, griff nach meinem Röcklein, rief Madeli zu Hilfe, als meine Armelein allein den Weg nicht fanden. Aber aus dem Wasser springen, sein Röcklein fassen und heim zu wie ein Wiesel — das war bei ihm ein Augenblick, Seppli hin, Seppli her, während der hilflos verzweifelt sich plagend, seines Röckleins Eingang suchte. Schon war die lärmende Meute am andern Ufer hinaufgesprungen, wo es Schmäler; der Schangli setzte mit rotem Kopf hinüber, blutrünstige Rachlust im Gesicht, die andern ihm nach. Krampfhaft fiebend versuchte ich noch einen letzten Rück — da fiel mir wie der Blitz eine Geschichte vom Degerli ein, der mir einst vom Bären erzählte, dem einer den Mantel als Beute hingeworfen. Ich warf mein Röcklein rückwärts über mich und eilte keuchend und laut plärend vor Born und Scham und Furcht quer über Matten und Felder, unserm Hause zu.

Zu meiner vorläufigen Beruhigung hörte ich im Weitertraben, daß meine List ihre Wirkung nicht verfehlt hatte: sie waren mit Hallo über mein Röcklein hergeschlagen und waren, dem Lärm nach zu schließen, nun selber in Streit geraten, weil jeder das teure und merkwürdige Kleidungsstück für sich erobern wollte. Nun mochte mir das nasse Hemdein um die Beinchen flattern, mochten die spitzen Steine mir die Füße schneiden, ich sprang wie ein freies

Nehlein meiner Wohnstatt zu, schaute unterm füchern Dach noch einmal zurück, und als ich keinen Feind mehr sah, faszte ich, so rasch es in dem immerhin noch nicht völlig gefahrlosen Moment ging, einige der kräftigsten Flüche aus Degerlis Wörterbuch zusammen und schleuderter sie im Hoch- und Kraftgefühl der heimatlichen Sicherheit meinen Feinden über die Wiesen und Felder zurück. Dann stieg ich, selber erröten an dem Gedanken, daß ich mich durch mein lautes Wesen bei den Meinen in neue Gefahr bringen könnte, rasch und leicht wie ein Reiterlein über die Bank zum Fenster hinein und, da ich schon wieder neuen Stimmenlärm vernahm, zu Bett, zog die Decke tief über die Ohren und horchte klopfernden Herzens auf die neu sich nähernde Gefahr. Und es war auch keine Täuschung. Vom Heusfeld her ertönten, näher und näher, die hellen Stimmen der Heuersleute. Hü und Hott klang zwischen hellem Scherzen und Lachen und Geizelknallen heraus. Trotzdem ich im kühlen nassen Hemd im Bettlein lag, spürte ich, wie die neue Angst mir das Blut durch die Adern trieb. Jetzt kam die Mutter vom Hügel her, den Rechen über der Achsel, den Zimbskorb in der Hand, dem Hause zu. Mir war's, ich sähe sie, wie sie in neu erwachender Sorge um meine Unpässlichkeit die Schritte beschleunigte, je näher sie dem Hause kam; ich sah in steigender Hitze schon, wie sie hereintrat, mich freundlich nach dem Erfolge meiner Schwitzkur fragte...

Zum Glück ging es nicht so schnell, bis die Mutter kam. Ich hörte ihre Stimme, als sie mit dem Vater vom Garten sprach, frohgelaunt, wie mich bedünkte, wohl dankbar für das schön und trocken eingebrachte Heu, und mit heiterem Auge im Vorbeigehen das Gedeihen der Gartenjaaten schauend. Und in dieser Zeit des Hangens mag ich wohl auch noch ein wenig von meiner verläumten Schwitzkur nachgeholt haben; denn als sie mit roten Wangen und frischem Heubuße, das Kopftuch in der Schwüle der Stube lösend, zur Tür hereintrat, lächelte sie, hatte jenen Sonnenglanz in den Augen, den sie sonst immer von dem hellen Arbeitsfeld mit nach Hause brachte, und mit einem Scherzwort hob sie, meine scheuen Blicke nicht gewährend, das Decklein in die Höhe, griff mit der Hand nach meinem Badehemdchen. Zuerst flog es fast wie ein jäher Schrecken über ihr Gesicht, dann ein mitleidiges frohes Lachen, daß ich die Krankheit ausgeschwitzt.

Nun rief sie, die Hände zusammenschlagend: „Das heißtt man jetzt... Nein, ganz badnaß... Ist das auch geschwitzt, oder?“ und hob lächelnd den Finger.

„Ja nun,“ fuhr sie beruhigt weiter, „gottlob, krank siehst du nicht mehr aus! Seh, zeig die Zunge! Ah, fast rot, fast wie ein Wunder! Wenn ich's auch jetzt noch nicht versteh'e, daß man so schwitzen kann! Niem, bist ein braver Bub, daß gefolgt hast! Darfst aufstehen jetzt!“

„Ja, ich komm!“ sagte sie, als der Vater aus dem Haugang nach einem frischen Mosttrunk für die Heuer rief. „Ja, im Augenblick! Da, Bub... Ja wart auch, Bub, wirfst wohl nicht verzappeln!“ sagte sie, als ich ungeduldig wie ein Böcklein in mein Höslein hüpfte, um hinauszueilen an die Luft, weil's mir da drinnen unter der Mutter Augen das Herzhäuslein zer sprengen wollte vor Frohsinn, vor Scham und vor Angst, es möchten ihr meine verwunderten Augen die ganze Geschichte verraten.

Als ich dann draußen war unter dem Nussbaum, stand

ich ein Weilchen allein und schaute in die Neße hinauf, und das von meinem Kranksein und von Madeli's Goldhaar im Wasser und vom fliegenden Hemdlein über die gemähten Wiesen schimmerie mir noch wie ein verschwindendes Bildchen vor den Augen. Dann aber ging ich zum Degerli und dann zum Zimbskorb, den die Mutter draußen abgestellt.

Am Abend hatten wir nach dem gut und glücklich verlaufenen Heuet ein frohes Erntemahl, und wenn ich noch nicht herhaft zulangen durfte, hörte ich doch in Seligkeit zu, als der Degerli eins sang und jodelte... Mitten im Lachen und Singen in der Dämmerung des späten Tages stand Madeli in der Stube; wie einem Käzlein war ihm unser Fest ins Näschen gestiegen — und was trug es unterm Arm, fest geschlossen, aber zärtlich wie eine Puppe?

„Es habe es noch bringen wollen, mein Röcklein; der Schangli hätte es gern selber gebracht, weil wir heute die Rechenlöse hätten, aber er scheue den Degerli, und er brauche auch nichts,“ sagte es mit einem raschen Blick auf die rostigen Schinkenschnittchen, die auf dem Tisch in weißer Platte lagen; „er habe ja auch immer gesagt, der Seppli sei ein Meitlibader und noch allerhand!“

Mit großen Augen nahm ihm die Mutter das Röcklein ab, schaute mich an, dann das Madeli, schüttelte den Kopf, wie wenn sie vor einem dunkeln Rätsel stände. Aber das Madeli weckte sie, eh sie dessen Lösung gefunden, aus ihrem Grübeln; denn Madeli, das liebe dumme, schlaue, rief ihr nebst einem zweiten, nachhaltigen Blick auf des Tisches Herrlichkeiten den eigentlichen, tiefern Grund seines späten Erscheinens ins Bewußtsein mit den Worten:

„Wir kochen dann auch Hammel an der Rechenlöse!“

Und nahm behend wie ein Käzlein das Stück, das ihm die Mutter gern und lächelnd bot, mit saubern rostigen Fingerlein von der Gabel.

Als ich der Mutter das Nachtgebet gesagt, stammelte ich noch etwas, brachte es aber nicht heraus; doch als sie mich lang und fragend anblickte, fiel ich ihr unter heißen Schluchzen um den Hals...

Biel später sagte mir der Schangli, als wir einmal dicke Freundschaft hatten und erbost über Madeli waren, er hätte eigentlich das Röcklein gern selber gebracht, wenn er nur auch dem Wetter getraut und nicht das Madeli dazu gekommen wäre. Es hätte sich, da es sein eigen Röcklein nicht selber anziehen konnte, erröten an ihn gemacht, als die Buben verstoben; es hätte ihn zu Hilfe gerufen mit dem Versprechen, ihm dafür die jungen Hühnlein zu zeigen, und mit der Verheißung ewigen Gernhabens und eines halben Birnenweckens, wenn die Mutter backe. An der Sonne sei es gekauert, lang, seitab von ihrem Hause, weil es sich nicht heimgetraut.

„Bin ihm zu Hilfe gegangen,“ sagte er, „hab ihm das Kleidlein eingekröpft. Am End hat mir das Luder auch noch dein Röcklein abgebettelt. Wenn ich's aber gewußt, daß ihr die Rechenlöse habet, ich hätt es selber gebracht, dem Degerli und dem Wasserrädchen z'trotz!“

Und das Wasser lief dem Schangli noch im Munde zusammen, als er an die herrlichen Sachen dachte, von denen ihm das Madeli nach unserm Erntefest berichtet hatte.

